

Zusammenfassung

Diese Dissertationsschrift befasst sich mit dem Afrikabild des deutschen Fernsehens, speziell jenem der *ARD-Tagesschau*. Im Zentrum des Interesses steht die übergeordnete Forschungsfrage *Wie entwickelte sich das Afrikabild der Tagesschau-Berichterstattung seit 1952 im Spannungsfeld von Stereotypisierung und Multiperspektivität?*

Die Arbeit setzt sich zum Ziel, theoretisch bislang unbeachtete Perspektiven zu öffnen sowie empirisch grundlegend neue Erkenntnisse zu gewinnen. Im theoretischen Teil der Arbeit wird die feststellbare Stereotypisierung Afrikas einem aus verschiedenen Traditionen (Medienethik, Demokratietheorie, Qualitätsdiskurs) hergeleiteten Idealtypus nachrichtlicher Berichterstattung – der Idee von Multiperspektivität – entgegengesetzt. Diese wird als Synthese aus Vielfalt und interkultureller medialer Integration verstanden und in einem forschungsleitenden Modell dargestellt.

Ferner wird im theoretischen Teil beschrieben, welche Rahmenbedingungen auf Mikro-, Meso- und Makroebene für die Berichterstattung aus afrikanischen Berichtsgebieten existieren. Der Schwerpunkt liegt hierbei auf einer Sekundäranalyse der Pressefreiheit auf dem Kontinent. Diese Ausführungen werden um weitere Faktoren ergänzt, die Einfluss auf die Nachrichtenstruktur aus Afrika haben: Nachrichtenfaktoren als endogene Einflussfaktoren sowie außerdem die gesellschaftliche Bedeutung und strukturell-technische Entwicklung des Massenmediums Fernsehen.

Der empirische Teil der Arbeit besteht aus drei Inhaltsanalysen. Untersucht wurde ein Fünftel aller zwischen 1952 und 2018 ausgestrahlten Bewegtbildbeiträge mit Afrikabezug aus der 20-Uhr-*Tagesschau*, insgesamt 1.773 Beiträge. Auf Ebene der Beitragstexte wurden im Zuge einer quantitativen Analyse Häufigkeit, Umfang, Platzierung, Handlungs- und Zweitorte, Themen, explizite Stereotype sowie die Akteure der Berichterstattung (Funktion, Nationalität, Rolle und Dasein als Kommunikatoren) analysiert. Auf visueller Ebene schloss eine quantitative Analyse von insgesamt 2.503 Screenshots an eine vorab qualitativ erstellte Motivtypologie der Afrika-Berichterstattung an. Abschließend erfolgte eine Untersuchung der verwendeten Medienframes: Zuerst wurden die existierenden Frames qualitativ identifiziert, gefolgt von einer quantitativen Analyse einer Teilstichprobe (592 Beiträge, 765 Frames).

Die Ergebnisse der empirischen Untersuchungen sind in vielerlei Hinsicht neuartig, da bzgl. zahlreicher untersuchter Dimensionen bis dato kaum Erkenntnisse vorlagen (insb. Motivtypen, Medienframes, Akteursrollen). Die zentralen Ergebnisse lassen sich wie folgt zusammenfassen:

Mit Ausnahme Ägyptens und Südafrikas zählen alle Staaten des Kontinents zur Nachrichtenperipherie. Abgesehen von wenigen intensiven Phasen der Berichterstattung (1960/61, 2011), die mit Schlüsselereignissen zusammenfallen, liegt Afrika kaum im Fokus der *ARD*-Hauptnachrichtensendung. Manche Staaten des Kontinents bleiben in knapp sieben Jahrzehnten vollkommen unbeachtet.

Negativ-valente Themenschwerpunkte, sogenannte K-Themen, werden im Zeitverlauf immer bedeutsamer für das Afrikabild des Formats. Mehr als die Hälfte aller ausgestrahlten Beiträge behandeln – für den gesamten Untersuchungszeitraum gesprochen – ausschließlich krisenhafte Themen. Seit den 1990ern liegt dieser Wert konstant über 60 Prozent. Die meistbehandelten Themenfelder sind internationale Politik sowie Kriege und bewaffnete Konflikte. Kaum Beachtung finden Beiträge aus dem Bereich Kunst und Kultur sowie die Themenfelder Soziales, Bildung und Umwelt; der Anteil der Wirtschaftsberichterstattung ist rückläufig, während Nachrichten über Katastrophen und Kriminalität wichtiger werden. Negativität ist insgesamt als zentrale Einflussgröße zu identifizieren. Allerdings liegen enorme länderspezifische Unterschiede vor: Während Länder wie Südafrika, Nigeria, Kenia oder Ägypten verhältnismäßig vielfältig und krisenarm dargestellt werden, handelt es sich insb. bei Libyen, Somalia und der Demokratischen Republik Kongo um dezidierte nachrichtliche Krisenstaaten.

Die Akteure der Afrikaberichterstattung stammen hauptsächlich vom afrikanischen Kontinent selbst. Allerdings ist diese wie auch zahlreiche weitere Dimensionen betreffend (Zweitorte, Frames, Kommunikatoren) die Wirksamkeit des Faktors Ethnozentrismus evident: Westliche Staaten, allen voran Deutschland, spielen durchweg eine zentrale Rolle im Afrikabild der *Tagesschau*; im Zeitverlauf verstärkt sich dieser Befund. Afrikaner treten außerdem auffällig häufig in negativ konnotierten Funktionen auf, westliche Vertreter erscheinen hingegen bedeutend häufiger in der Helferrolle.

Die Kommunikatoren afrikabezogener Diskurse stammen zu gleichen Teilen aus Afrika und von außerhalb. Allerdings besitzen nicht-afrikanische Akteure deutlich höhere Chancen, ihre Standpunkte zu vertreten. Afrikanische Akteure bleiben wesentlich häufiger passiv und stumm; im Zeitverlauf verschärft sich diese Diskrepanz.

Auf visueller Ebene dominieren drei Motivtypen: Menschenmengen, politische Standardereignisse und Bilder aus der Welt des Militärs und der Polizei. Eine visuelle Exotisierung findet derweil kaum statt; insgesamt fällt auf, dass die visuelle Ebene weniger chaotisch ist als die krisenhafte Themenwahl.

Die wichtigsten Afrikaframes der *Tagesschau* sind der African Rationality-Frame (mit positiver Bewertung des Kontinents) sowie die beiden afroskeptischen Aid for Africa- und Afropessimism-Frames. Eine Zunahme vornehmlich kritisch-pessimistischer Frames ist im Zeitverlauf evident.

Die Afrikaberichterstattung des *ARD*-Nachrichtenflaggschiffs nähert sich nur in einigen Ländern tendenziell einem multiperspektivischen Bild an (Südafrika, Ägypten, Kenia, Nigeria, Simbabwe). In manchen dieser Länder gelingt auch die Integration lokaler Akteure verhältnismäßig gut (insb. Südafrika). Auf die allermeisten afrikanischen Staaten trifft dies allerdings nicht zu: Sie werden kaum oder gar nicht beachtet, ihre Bürger bleiben unsichtbar. Mit Blick auf die Frage nach existierender Multiperspektivität muss das Format daher zusammenfassend – mit wenigen Ausnahmen – äußerst kritisch bewertet werden.

1 Einleitung: Afrika zwischen Unwissen und Vielfalt

Im Anfang war der Stein, und der Stein schuf den Besitz und der Besitz den Rausch, und im Rausch kamen Menschen jedweder Gestalt, die schlugen Bahntrassen in den Fels, fertigten ein Leben aus Palmwein und erdachten zwischen Markt und Minen ein System.

Tram 83 (Fiston Mwanza Mujila, Demokratische Republik Kongo)

Es gibt wohl kaum einen spannenderen Zugang zum afrikanischen Kontinent als die von dort stammende Belletristik. Afrikanische Romane eröffnen dem mitteleuropäischen Leser¹ eine neue Welt! Oder besser: viele verschiedene neue Welten. Da sind zuvorderst die modernen Klassiker von Ngũgĩ wa Thiong'o oder Chinua Achebe. Werke mit hoher Intensität und Wucht, Geschichten aus der Zeit des Kolonialismus oder in Referenz zu dieser stehend, erzählt von Afrikanern, mit afrikanischen Protagonisten im Zentrum. Während die Menschen Afrikas in der Literatur aus unseren geographischen Breiten allerhöchstens als freundliche Diener in Nebenrollen auftauchen, eröffnen sich uns durch die Werke afrikanischer Autoren auf tiefgründige Weise deren ganz eigene Blickwinkel: Durch die feministische Literatur Tsitsi Dangarembgas, Buchi Emechetas und Mariama Bâs erhalten wir Einblicke in Emanzipationsbewegungen der afrikanischen Frau von Senegal bis Simbabwe; Chibundo Onuzos *Welcome to Lagos* führt ohne Umwege hinein in den nigerianischen Untergrund; Yaa Gyasis *Heimkehren*, Gaël Fayes *Kleines Land* oder Mphuthumi Ntabeni *The Broken River Tent* fordern den Leser dazu auf, kritisch über die Geschichte des Kontinents und damit zwangsläufig auch die eigene – europäische bzw. westliche – Historie zu rasonieren.

Die moderne afrikanische Literatur wird immer weltoffener. Globalisierte Romane afrikanischer Autoren sprießen in jüngster Zeit nur so aus dem Boden und werden weltweit diskutiert: Chigozie Obiomas *Das Weinen der Vögel*, Imbolo Mbues *Das geträumte Land* oder Chimamanda Ngozi Adichies *Americanah* sind hier lediglich die bekanntesten Spitzen eines bemerkenswerten Eisbergs. Sie führen uns vor Augen, wie irrational es geworden ist, in starren Nationen- oder Kontinentalmustern zu denken, das vermeintlich ‚Eigene‘ zu schützen und ‚uns‘ und die ‚Anderen‘ wie manisch auseinanderhalten zu wollen. In einer tatsächlichen Weltgemeinschaft wären solche Mechanismen nicht viel mehr als ein Eingeständnis des eigenen Scheiterns. Und gleichzeitig zeigen uns solche Werke auf berührende, manchmal aber auch entmutigende Weise auf, wie die Menschen trotz guter Vorsätze weiterhin bemüht sind, abzugrenzen und zu hierarchisieren. Nicht selten geschieht das auf Basis rassistischer Argumentationsmuster. Um sie wird es auch in der vorliegenden Arbeit gehen – um Stereotype, Diskriminierung, Rassismen. Doch wir werden auch das diametral entgegengesetzte Muster betrachten: die Abkehr von stereotypischen Leitbildern im Sinne integrativer, vielfältiger Afrikadarstellungen.

¹ Aus Gründen der besseren Lesbarkeit werden in dieser Arbeit personenbezogene Bezeichnungen, die sich zugleich auf Frauen, Männer sowie intergeschlechtliche Personen beziehen, im generischen Maskulinum angeführt, also z.B. „Leser“ statt „Leser*Innen“. Dies soll jedoch keinesfalls eine Geschlechterdiskriminierung oder eine Verletzung des Gleichheitsgrundsatzes zum Ausdruck bringen. Entsprechende Begriffe gelten im Sinne der Gleichbehandlung grundsätzlich für alle Geschlechter.

Indem die Narrative afrikanischer Literatur afrikanische Protagonisten in den Fokus rücken und uns deren Sichtweisen ermöglichen, wirken sie integrativ. Die bis in die Gegenwart existente Nebenrolle des afrikanischen Menschen in fast allen globalgesellschaftlichen Teilbereichen wird aufgebrochen. Die Menschen Afrikas erscheinen in diesen Texten wie selbstverständlich als Täter und Helfer, als Opfer und Helden. In Chinua Achebes *Things Fall Apart* fallen in der Figur des Okonkwo gar alle vier Rollen zusammen.

Neben der integrativen Kraft besticht die afrikanische Prosa zudem durch ein Merkmal, das in der vorliegenden Dissertationsschrift eine nicht minder wichtige Rolle als die Frage nach Integration einnehmen wird: Sie ist überaus vielfältig, erzählt uns die unterschiedlichsten Geschichten, betrachtet Afrika aus mannigfaltigen Perspektiven – von der Mikroperspektive in Wilfried N'Sondés *Das Herz der Leopardenkinder* bis zu Jennifer Nansubuga Makumbis generationenübergreifendem Epos *Kintu*.

Diese Erzählungen, die uns alle angehen sollten, da sie in vielen Fällen mit dem Handeln unserer Vor-Vorfahren zusammenhängen, diese Geschichten, die aufrütteln und die Mut machen, bieten großartige Zugänge zum afrikanischen Kontinent. Genutzt werden sie jedoch von kaum jemandem in Deutschland.

Als ich zum ersten Mal den afrikanischen Kontinent betrat, kannte ich kein einziges dieser Bücher und keinen ihrer Autoren. Ich reiste für eine längere Hospitation nach Südafrika, und anders als zuvor, im Falle jener Praktika, die ich in Köln, Leipzig, München oder Frankfurt angetreten war, stellte ich mich diesmal wie selbstverständlich auf ein Abenteuer ein. Auf unzureichende hygienische Bedingungen, auf Bandenkriminalität, auf Armut und sonstige irrationale Gefahren. Warum das so war, hätte ich damals nicht beschreiben können. Doch ich war nicht der einzige ‚Afrika-Einsteiger‘ mit solchen Sorgen und Gedanken. Viele, denen es ähnlich ging, habe ich mit der Zeit kennengelernt.

Vielleicht lag mein skeptisches, ja, ängstliches Bild an der Berichterstattung der Medien über Afrika? Als ich nach vier Monaten zurückkehrte, fragten mich Freunde und Bekannte, ob es ‚dort‘ wirklich so gefährlich sei, wie man immer höre. Als ich versuchte, meine Erfahrungen zu schildern und dabei möglichst differenziert auf diverse Lebensumstände und -bereiche einzugehen, erhielt ich zumeist zur Antwort: ‚Haben wir aber so in der Zeitung gelesen‘ oder ‚Lief so aber kürzlich im Fernsehen‘. Nur: Ist das Bild von Afrika, das uns die heimischen Massenmedien anbieten, tatsächlich so negativ verzerrt? Ist es womöglich nicht so integrativ, nicht so vielfältig, wie es eigentlich sein sollte? Der afrikanische Roman liefert uns bunte, abwechslungsreiche Einblicke in Welten, die für die meisten von uns weitgehend unbekannt sind. Das gelingt unseren Massenmedien doch auch. Oder etwa nicht?

Mit diesen Fragen wird sich die vorliegende Arbeit beschäftigen. In dieser wird am Beispiel der *Tagesschau* untersucht, wie deutsche Fernsichtnachrichten über den afrikanischen Kontinent berichten. Denn diesbezüglich fehlen seit nunmehr über drei Jahrzehnten umfassende Forschungsarbeiten. Im Zentrum steht als übergeordnete Forschungsfrage: *Wie entwickelte sich das Afrikabild der Tagesschau-Berichterstattung seit 1952 im Spannungsfeld von Stereotypisierung und Multiperspektivität?*

Die Argumentation folgt dabei dem nun skizzierten Aufbau: In Kapitel 1 wird einleitend darauf eingegangen, welches Bild deutsche Bürger vom afrikanischen Kontinent haben und inwiefern ihre zumeist holzschnittartigen Vorstellungen von afrikanischen Realitäten abweichen. In diesem Kapitel wird überdies anhand ausgewählter Beispiele ein Eindruck davon vermittelt, wie vielfältig unser Nachbarkontinent und seine 54 Staaten sind.

Der Begriff der Vielfalt spielt fortan eine zentrale Rolle, so auch in Kapitel 2. Dieses befasst sich zunächst mit dem gegenteiligen Pol: mit Stereotypen und Rassismen. Es wird beschrieben, wie Stereotype entstehen, wie sie reproduziert werden und welcher Mechanismen sie sich bedienen. Anschließend werden afrikaspezifische Stereotype und Rassismen genannt und entwicklungsgeschichtlich eingeordnet.

Daraufhin befasst sich die theoretische Darstellung mit der Rolle der Massenmedien, speziell jener der Nachrichtenmedien. Es wird dargestellt, welche Funktionen Nachrichten zu erfüllen haben und inwiefern diese Ansprüche auf die Auslandsberichterstattung übertragbar sind. Im Zentrum stehen dabei die Sozialisations- und Integrationsfunktion der Medien. Anschließend wird – als zweiter Eckpfeiler des Anspruchs an die Berichterstattung neben jenem der interkulturellen medialen Integration – die Forderung nach medialer Vielfalt hergeleitet. Aus diesen beiden Parametern setzt sich ein Ideal zusammen, das anschließend als Gegenpol zur Stereotypisierung betrachtet wird: Multiperspektivität.

Daraufhin folgt eine konstruktivistisch begründete Diskussion endogener und exogener Einflussfaktoren auf die Selektion und Ausgestaltung von Nachrichten aus und über Afrika. Zentral ist mit Blick auf endogene Faktoren die Nachrichtenwerttheorie, die vorgestellt und hinsichtlich bisheriger empirischer Erkenntnisse eingeordnet wird. Exogen werden nachgewiesene und potenzielle Einflussgrößen auf Mikro-, Meso- und Makroebene präsentiert und diskutiert, wobei stets ein Zuschnitt auf die Afrikaberichterstattung stattfindet. Ein Schwerpunkt wird dabei auf die Entwicklung der Pressefreiheit auf dem afrikanischen Kontinent gelegt.

Um die schwer greifbaren Parameter Vielfalt und Integration der empirischen Analyse zugänglich zu machen, werden in Kapitel 3 Dimensionen herausgearbeitet, deren Betrachtung eine Antwort auf die übergeordnete Fragestellung zulassen. Hierbei handelt es sich um die formalen Kategorien Häufigkeit, Umfang und Platzierung sowie um die inhaltlichen Kategorien Themen, Akteure, Kommunikatoren, explizite Stereotype, visuelle Darstellungen und Medienframes. Für jede dieser Dimensionen wird die Relevanz der vorliegenden Untersuchung betreffend herausgearbeitet, woran eine Darstellung des dimensionsspezifischen Forschungsstandes anschließt.

Dieser Befund trifft insb. auf das deutsche Fernsehen zu, mit dem sich Kapitel 4 beschäftigt. Dort wird die herausragende gesellschaftliche Relevanz des Fernsehens herausgearbeitet, indem die rechtliche Sonderrolle der Öffentlich-Rechtlichen beschrieben wird und eine historische Verortung des Publikumsfeedbacks erfolgt. Anschließend wird auf die Geschichte der Auslands-, speziell der Afrikaberichterstattung eingegangen, die wichtige Bezüge für die spätere Interpretation der im zweiten Teil der Arbeit empirisch erhobenen Daten liefert. Zuletzt fokussiert das Kapitel den Untersuchungsgegenstand der vorliegenden Arbeit, das Format *Tagesschau*. Da es sich bei

der anschließenden empirischen Studie um einen Langzeitvergleich handelt, drängt sich das Nachrichtenflaggschiff der *ARD* förmlich auf: Kein Format im deutschen Fernsehen existiert länger als das traditionell angesehenste und meistrezipierte TV-Nachrichtenformat.

Im Anschluss an diese vier theoretischen Kapitel erfolgt eine inhaltsanalytische Untersuchung des Afrikabildes der *Tagesschau* für den Untersuchungszeitraum 1952 bis 2018. Diese gliedert sich in drei nacheinander durchgeführte Analyseschritte: (1) eine quantitative Untersuchung der Beitragstexte, gefolgt von (2) einer qualitativen Kategorienbildung auf Bildebene, gekoppelt an eine quantitative Bildtypenuntersuchung sowie (3) eine tiefergehende qualitative Medienframeidentifikation mit anschließender quantitativer Frameanalyse.

Die Arbeit schließt mit einer Gesamtbetrachtung der gewonnenen Erkenntnisse sowie mit ihrer Einordnung in den Forschungskontext. Dabei werden stets Vergleiche in Zeit und Raum gezogen: Es wird sowohl hinsichtlich der Berichterstattung zwischen den einzelnen Jahrzehnten (1950er bis 2010er) als auch den einzelnen afrikanischen Staaten unterschieden. Die Arbeit schließt mit einer kritischen Reflexion des Arbeitsprozesses sowie einem Ausblick.

Für Abwechslung im Forschungsprozess dienten mir über die Jahre die eingangs beschriebenen Werke afrikanischer Schriftsteller. Gelegentlich stolperte ich dabei über Formulierungen, in denen die prosaischen Texte die in der vorliegenden Arbeit behandelten Themen streiften, manchmal auch umschweiflos direkt ansprachen. Um die Bezüge zwischen afrikanischer Literatur und kommunikationswissenschaftlicher Theoriearbeit zumindest anzudeuten, werden alle Theoriekapitel mit einem thematisch passenden Zitat aus afrikanischen Romanen eingeleitet (in seltenen Fällen handelt es sich auch um Zitate aus Autobiographien; gelegentlich ergänzen sich zwei Zitate). Manche der Zitate sind humoristisch oder hoffnungsvoll, einige zynisch, andere niedergeschlagen, wieder andere schildern die innere Zerrissenheit ihrer Urheber. Sie wurden ohne inhärente Systematik gewählt und doch gelingt es ihnen womöglich, zum Nachdenken anzuregen und die enorme Tiefe in den Texten afrikanischer und afrikanisch-stämmiger Intellektueller anzudeuten. In der Hoffnung, dass die kurzen Streiflichter beim Leser die Lust erwachsen lassen, sich bei Gelegenheit selbst eines dieser Bücher vorzunehmen.

1.1 Der Deutschen Bild von Afrika

Many of his colleagues didn't even know in which segment of the continent to look in order to find Nigeria on a map.

Bom Boy (Yewande Omotoso, Südafrika)

Die Feststellungen einer repräsentativen Umfrage der *Global Perspectives Initiative* zum Afrikabild der Deutschen, 2017 durchgeführt vom Institut für Demoskopie Allensbach, könnten eindeutiger kaum sein: Die deutsche Bevölkerung (durchgeführt wurden 1.422 Face-to-Face-Interviews mit Über-16-Jährigen) verbindet Afrika mit Hunger, Krankheiten, Flucht, Korruption und Überbevölkerung. Bemerkenswert ist die enorme Präsenz solch negativer Vorstellungen – 98 Pro-

zent der Befragten nannten Hunger, 95 Prozent Krankheiten, die am fünfthäufigsten genannte Kategorie ‚Überbevölkerung‘ wurde noch von immerhin 80 Prozent der Befragten erwähnt (GPI, 2017, S. 10). Insgesamt schätzen 68 Prozent, dass Probleme in Afrika überwiegen, lediglich drei Prozent hingegen sehen auf dem Kontinent mehr Chancen als Risiken (GPI, 2017, S. 11). Assoziationen mit den positiv besetzten Begriffen ‚Große Potenziale‘ (34%), ‚Zukunft‘ (29%) und ‚Wirtschaftswachstum‘ (17%) zeigen sich verhältnismäßig selten (GPI, 2017, S. 10). Darüber hinaus ist der angenommene Entwicklungshilfebedarf um ein Vielfaches höher als in anderen Regionen der Erde, mit 87 respektive 85 Prozent in Zentral- und Westafrika – im Vergleich dazu schätzen die Deutschen die Notwendigkeit externer Hilfe im Mittleren Osten (54%), Südostasien (53%), Indien (33%) oder Lateinamerika (28%) weitaus geringer ein (GPI, 2017, S. 8). Afrika besitzt gegenwärtig ein negatives Image, das belegen diese Zahlen eindrucksvoll.

Auch eine europaweite Erhebung der Europäischen Kommission aus dem Jahr 2010 (26.500 Bürger aus 27 EU-Mitgliedstaaten) identifiziert dieses Negativbild vom afrikanischen Kontinent: Als wichtigsten Bereich der Zusammenarbeit zwischen EU und Afrika nennen die befragten EU-Bürger an erster Stelle Armutsbekämpfung – wie in 19 der 27 teilnehmenden Staaten liegt diese Antwortmöglichkeit auch bei den deutschen Befragten vorn (Europäische Kommission, 2010, S. 8-11). Als größte Probleme des Kontinents werden ‚Armut und Hunger‘ (64%) weit vor allen anderen Kategorien genannt (es folgen ‚Korruption‘ mit 34% sowie ‚zivile Unruhen und interne Konflikte‘ mit 23%) (Europäische Kommission, 2010, S. 14-17). Zu einem ähnlichen Ergebnis gelangt 2010 eine Emnid-Umfrage (1.002 befragte Deutsche ab 14 Jahren): Bei der Frage „Woran denken Sie als erstes, wenn Sie das Stichwort Afrika hören?“ nennen 47 Prozent der Befragten ‚Hunger‘, gefolgt von ‚Fußball‘ und ‚AIDS‘ mit je zehn Prozent (TNS Emnid, 2010, o.S.).

Das Bild Afrikas im 21. Jahrhundert ist in der „überwältigende[n] Mehrheit“ (GPI, 2017, S. 1) der deutschen Bevölkerung geprägt von Negativbildern, mit der Vorstellung eines hungernden, von der Außenwelt abhängigen Kontinents als prägendstes Bild. Parallel zu diesem Negativbild existiert noch ein zweites, diesem Befund völlig gegenläufiges: jenes des afrikanischen Kontinents als Naturparadies. So folgert die Studie der EU-Kommission: „Die positivsten Assoziationen, die Afrika bei den EU-Bürgern hervorruft, sind immer noch in erster Linie die Schönheit der Natur und die Landschaft (28%) sowie wildlebende Tiere und Wildtier-Reservate (24%).“ (Europäische Kommission, 2010, S. 7) In Deutschland (1.546 Über-15-Jährige durch Infratest befragt) liegen diese Werte sogar noch über dem EU-weiten Durchschnitt (Europäische Kommission, 2010, S. 17-22).

Die Feststellung einer solchen dichotomen Vorstellung von Afrika ist nicht neu, wengleich in den vergangenen sechs Jahrzehnten durchaus leichte Verschiebungen nachvollzogen werden können. Diese Entwicklung des Afrikabildes in der deutschen Gesellschaft soll im Folgenden anhand zentraler Studien aus den letzten Jahrzehnten nachgezeichnet werden.

In einer Anfang der 1960er durchgeführten Untersuchung des Psychologischen Instituts der Universität Hamburg unter 200 Jugendlichen (16 bis 21 Jahre), setzten die Befragten Afrika in erster Linie mit der dortigen Natur in Verbindung: trostlose Wüste, undurchdringlicher Urwald, gefährliche Tiere und heißes Klima (Tack, 1962, S. 68-70). Bereits damals schlägt insb. das Klima die Brücke zwischen Exotik und Negativimage, denn „[a]uf jeden Fall ist das Klima ‚ungesund‘ und bringt in seinem Gefolge viele Krankheiten mit sich“ (Tack, 1962, S. 70), so die Vorstellung der

Befragten. Zudem mischt sich ein weiteres Motiv in deren Antworten: die Vorstellung einer gefährlichen politischen Situation geprägt von Unruhen und Krisen (Tack, 1962, S. 72). Ebenso vermuten die Jugendlichen eine enorme Unterentwicklung, ein Leben voll harter Arbeit mit geringem Lohn und hohem Entwicklungshilfebedarf (Tack, 1962, S. 71-72).

Die imaginierte Abhängigkeit afrikanischer Staaten bestätigen zwei ebenfalls im Laufe der 1960er durchgeführte Befragungen: Unter dem Eindruck zahlreicher Unabhängigkeitsbewegungen auf dem afrikanischen Kontinent und v.a. der Krise im Kongo, gehen immerhin ein Viertel von 300 befragten Studierenden in den Jahren 1960-1961 davon aus, „die meisten afrikanischen Staaten seien für die Selbstbestimmung politisch noch nicht reif“ (Breitenbach, 1964, S. 7; vgl. S. 29-46). Einer repräsentativen Infas-Umfrage (3.063 Befragte) aus den Jahren 1967-1968 zufolge, nannten die Teilnehmer auf die Bitte, Entwicklungsländer aufzuzählen, hauptsächlich afrikanische Staaten (Schade, 1969, S. 234-237). Dies allerdings beschreibt eine Umkehrung der eigentlich vorherrschenden Verhältnisse zur Zeit der Erhebung, empfingen asiatische Staaten damals doch größere Summen an Entwicklungshilfearbeitungen als afrikanische (Schade, 1969, S. 237). „Offensichtlich verbindet der Durchschnittsbürger bei [sic!] Entwicklungsland vor allem einen afrikanischen Staat“, folgert Schade (1969, S. 237; vgl. Paeffgen, 1976, S. 443-444).

Die durch Tack (1962) angedeutete Exotisierung wird in der Erhebung Breitenbachs ebenfalls bekräftigt: In der Vorstellung afrikanischer Lebenswelt herrschen bei den Deutschen Bilder von Urwäldern, Wüsten und „primitiven Eingeborenen-siedlungen“ (Breitenbach, 1964, S. 46; vgl. S. 47) vor. Die Studie ist auch deshalb aufschlussreich, weil sie eine starke Verengung Afrikas im Denken der deutschen Bevölkerung herausarbeitet: Der Kongo, seinerzeit Krisenstaat, wird als *pars pro toto* Afrikas betrachtet (Breitenbach, 1964, S. 8; vgl. Tack, 1962, S. 69), der afrikanische Mensch als vital und unverbraucht, gleichwohl charakterisiert durch einen Mangel an Zivilisiertheit bis hin zur Grausamkeit (Breitenbach, 1964, S. 7-10, 49-50). Breitenbach stellt hierbei eine auf wenige Facetten reduzierte Imagination des Afrika- und Afrikaner-Bildes fest, deutlich enger etwa als die Beschreibung des asiatischen Kontinents (Breitenbach, 1964, S. 9). Dies hänge auch mit der Tatsache zusammen, dass die deutsche Bevölkerung Afrika und Afrikaner zu dieser Zeit noch immer auffallend stark über deren schwarze Hautfarbe definierte (Breitenbach, 1964, S. 46). Ähnliches stellt auch Tack fest, weshalb er anmerkt, „daß sich der Begriff ‚Rasse‘ zumindest im Zusammenhang mit Völkern fremder Kontinente immer noch einer fast beängstigenden Beliebtheit erfreut.“ (Tack, 1962, S. 71)

Die unkritische Verwendung dieses im späteren Verlauf der vorliegenden Arbeit noch zu problematisierenden Rassebegriffs (siehe Kapitel 2.1 und 2.2) zählt ebenso in einer Erhebung des Informationszentrums Dritte Welt (iz3w, 1982) zu den zentralen Erkenntnissen. In einer Inhaltsanalyse von 500 Schulaufsätzen aus Realschulen und Gymnasien (5. bis 9. Klasse) mit dem Aufsatzthema „Stelle Dir vor, Du würdest als Reporter einer Zeitung nach Afrika geschickt, [...] um über das Leben der Menschen dort zu berichten [...]. Was würdest du vermutlich berichten?“ (iz3w, 1982, S. 23) stellen die Autoren eine Verbindung der bereits genannten Vorstellung von Naturverbundenheit und Exotik mit fehlender Entwicklung bis hin zu Rassismen fest: „Die Assoziation ‚Afrika – Urwald – naturverbunden – primitiv‘ ist bei vielen Schülern zu finden. [...] Primitiv steht für rückständig [...].“ (iz3w, 1982, S. 27) ‚Naturverbundenheit‘ und ‚Primitivität‘ führen in den Schü-

lernaufsätzen bisweilen zur Vertierlichung afrikanischer Menschen, welche als ‚Horden‘ und ‚Eingeborene‘ beschrieben werden, die ‚hausen‘, ‚sich vermehren‘ und ‚sehr zutraulich‘ sind (iz3w, 1982, S. 27-29) – Vorstellungen, die in der Beschreibung des Kannibalismus als größtmögliche Bedrohung gipfeln (vgl. Köpp, 2005, S. 259-261). Im Widerspruch zur assoziativen Verknüpfung von Exotik und Gefahr steht eine zweite, in weiteren Schüleraufsätzen identifizierte Auslegung von Exotik als romantisches Motiv, welches Afrika als heile Welt darstellt mit Natur und Tierwelt als Stellvertreterbild für Freiheit, Harmonie, Gemeinschaft, Glück und Zufriedenheit (iz3w, 1982, S. 35-36).

Ferner findet sich in dieser Untersuchung, Anfang der 1980er, erstmals ein deutlicher Hinweis auf die Vorstellung von Afrika als Armenhaus der Welt. In den vorherigen Studien war dieses Motiv kaum präsent. Armut und Unterentwicklung werden nun als dominantes Bild identifiziert: Rund drei von vier Schülern beschreiben Hunger, Unterernährung, Krankheiten, fehlende Hygiene und weitere themenverwandte Merkmale (iz3w, 1982, S. 30-34). Bemerkenswert an dieser Vorstellung ist die imaginierte Durchdringung der Armutproblematik den gesamten Kontinent betreffend: Alle Menschen Afrikas sind arm, sie alle hungern und sind krank (iz3w, 1982, S. 32). Afrika ist Afrika – eine Differenzierung wird kaum vorgenommen. Die einzig mögliche Lösung für das Hungerproblem ist den Aufsätzen zufolge westliche Entwicklungshilfe: „Ein Entwicklungsweg, der in erster Linie aus eigener Kraft angetrieben wird, scheint außerhalb der Vorstellungswelt der Schüler zu liegen. Die Ideen der Schüler sind der ‚Aufholstrategie‘ verhaftet: eine Entwicklung nach westlichem Vorbild ist Schritt für Schritt anzustreben.“ (iz3w, 1982, S. 34; vgl. S. 27)

Fehlende Differenzierung sowie eine rassistisch argumentierte Homogenisierung aller afrikanischen Staaten in den Köpfen der Deutschen stellt auch eine Befragung Mitte der 1980er fest (Dettmar, 1989). Durch die in diesem Zeitraum weiterhin dominante Definition von Afrikanern über deren Hautfarbe werde „gleichzeitig eine starke Fremdheit und kulturelle Ferne assoziiert“ (Dettmar, 1989, S. 176; vgl. S. 186), welche die Autorin in fast allen der 36 qualitativen Interviews mit Deutschen feststellt. Dabei erkennt sie die pauschale Festlegung von Afrikanern als ‚anders‘ bzw. ‚das Andere‘, wodurch Ländergrenzen auf dem afrikanischen Kontinent verschwommen: Die vergleichbare Hautfarbe determiniere die imaginierte Gruppenzugehörigkeit, sie lege einen engen Zusammenhalt untereinander nahe wie auch zu pauschalisierende Eigenschaften, u.a. Rhythmik, Emotionalität, Ursprünglichkeit (Primitivität) sowie Erdverbundenheit (Dettmar, 1989, S. 176-177, 186-187).

Die nun etablierte Vorstellung eines hungernden Afrika ist seit den 1980ern verstärkt in der deutschen Gesellschaft identifizierbar, auch bei Schülern: Eine von Tröger (1993) durchgeführte Studie (assoziative Bildbeschreibung, 554 Teilnehmer) an Gymnasien zwischen 1986 und 1987 stellt die Konnotation Afrika/Hunger als am stärksten vorherrschendes Bild heraus: „Afrika erscheint geradezu als Synonym für Hunger“ (Tröger, 1993, S. 87; vgl. S. 65-68, 86-88). Dieses „Hungerbild“ (Tröger, 1993, S. 118) beschreibt die Autorin als so stark, dass es auch andere, dem widersprechende Vorstellungen afrikanischen Lebens überlagere oder zumindest beeinträchtige. Als Ursache für den Hunger wird von den Teilnehmern zunehmend die vermeintliche Naturverbundenheit der Afrikaner genannt (Tröger, 1993, S. 118-123). Die in den vorherigen Jahrzehnten ebenfalls nachweisbare imaginierte Exotik entwickelt sich vor diesem Hintergrund vom romantischen Ideal sukzessive zur lebensbedrohlichen Gefahr.

Diese Entwicklung bestätigt eine Inhaltsanalyse von rund 1.500 Schulaufsätzen, Bildern und Zeichnungen deutscher Haupt-, Real- und Grundschüler aus dem Jahr 1996 zum Thema „Wie ich Ghana (Schwarzafrika) sehe – beschreibe, zeichne oder male!“ (Schmidt-Wulffen, 1997, S. 10): Auch hier sind Argumentationsketten entsprechend des Musters Hitze-Hunger-Armut zu erkennen. Darüber hinaus zeigt sich ein manifester Ethnozentrismus: „[D]urchweg definieren sich Afrikaner [in den Schülermaterialien] über ihre im Vergleich zu uns ins Auge fallenden materiellen Defizite“ (Schmidt-Wulffen, 1997, S. 11). Ferner ist das von Schmidt-Wulffen (1997) identifizierte Afrikabild geprägt von hoher Entwicklungshilfebedürftigkeit, Kriegen und Kriminalität sowie abermals von Exotismen (Tiere, Palmen und Strände) (S. 12). Zwischen Jahrgangsstufe 5 und 10 erkennt der Autor kaum zunehmende Differenzierungen oder beobachtbare Wissenszugewinne: „[...] die Ergebnisse des 10. Jahrgangs müssen als Ausdruck eines fünfjährigen Lernprozesses schockieren. Die ‚Bilder‘ sind, was Erkenntniszuwachs und -tiefe anbetrifft, kaum von denen der 5. Klasse unterscheidbar. [...] Das ‚Bild‘ der Jugendlichen ist nicht nur vergangenheitsbezogen, es ist auch statisch. Über Wandel und Entwicklungsprozesse gibt es keine Auskunft.“ (Schmidt-Wulffen, 1997, S. 12)

Ähnliche Erkenntnisse liefert eine Anfang der 2000er durchgeführte Auswertung von Schulaufsätzen und Collagen an mehreren Berliner Gymnasien (200 Schüler, Thema u.a.: „[B]eschreibe einen Tag im Leben eines/r Gleichaltrigen in einem afrikanischen Land“) (Reichart-Burikukiye, 2001, S. 72). Auch Reichart-Burikukiye (2001) stellt den starken Vergangenheitsbezug der Darstellungen fest: Afrikaner leben den Beschreibungen zufolge primitiv in einfachen Hütten, die Männer gehen jagen, trinken Tierblut, die Frauen kochen oder gehen Beeren sammeln (S. 75-76). Die Primitivität bzw. Naturverbundenheit schlägt sich in vielen der beschriebenen Untersuchungen auch darin nieder, dass sich die Imaginationen Afrikas hauptsächlich in ruralen, fortschrittsfeindlichen Gebieten abspielen (Reichart-Burikukiye, 2001, S. 75-78; vgl. Krämer & Schommer, 2012, S. 103-109; Schmidt-Wulffen, 1997, S. 11; Tröger (1993) spricht gar von „empörte[r] Zurückweisung der Großstadt als mögliche Wohnform“ (S. 101)). Das Armuts- und Hungermotiv identifiziert die Autorin abermals als bedeutsamstes Element der Beschreibungen – gefolgt von ‚Krankheiten‘, ‚Entwicklungszusammenarbeit‘ und der dem Bereich der Exotik zuzuordnenden Kategorie ‚Musik und Tanz‘ (Reichart-Burikukiye, 2001, S. 79; vgl. auch die Untersuchung von Krogull, 2014, S. 15-18). Als Fazit folgert die Autorin, Afrika stelle das negative Gegenbild zur eigenen Lebensrealität der Schüler dar (Reichart-Burikukiye, 2001, S. 92-93).

Zusammenfassend lassen sich über die vergangenen knapp 60 Jahre zwei dominante sowie einige wiederkehrende Motive der deutschen Afrikaimagination ausmachen: Zuerst die Vorstellung von Exotik, Naturverbundenheit und Primitivität, die sich durch die gesamte betrachtete Zeit zieht und in drei verschiedenen Varianten auftritt. Neben dem (1) ländlichen afrikanischen Leben als romantische Idee von Zusammenhalt, Frieden und Harmonie (entsprechend des seit der Aufklärung traditionell überlieferten Bildes des edlen Wilden (Hall, 2004a, S. 130-131; Köpp, 2005, S. 64-66, 302-311; Smidt, 1999, S. 18-19)), schlägt diese Rahmung bisweilen um in die Vorstellung von (2) Unberechenbarkeit und Triebhaftigkeit. Aus Verlockung wird Barbarei und Verdorbenheit (Hall, 2000a, S. 164; 2000b, S. 161). Neben diesen Varianten des naturverbundenen afrikanischen Alltags findet sich (3) ein drittes themenverwandtes Bild: jenes von schöner Natur und unberührter Wildnis – Afrika ohne Afrikaner sozusagen.

Die zweite dominante Vorstellung Afrikas hängt mit der erstgenannten zusammen: Der Kontinent als von westlicher Hilfe abhängige Einheit. Ursachen für die notwendige Entwicklungshilfe sind die aus der Naturverbundenheit abgeleitete Rückständigkeit sowie ein lebensfeindliches, heißes Klima. Als Universallösung dieses vermeintlich den gesamten Kontinent betreffenden Problems dient westliche Hilfe. Diese konsequent zu identifizierende Lesart wird in den 1980ern um eine weitere Perspektive ergänzt: Afrika als Armenhaus der Welt. Seither assoziieren Deutsche – wie Europäer allgemein – den Kontinent in erster Linie mit Hunger und Unterentwicklung.

Regelmäßig spielen neben diesen beiden dominanten Vorstellungen negative Kategorien wie Krankheiten und politische Unruhen, Kriege und Krisen eine Rolle im Afrikabild der Deutschen. Neben Exotik und Romantisierung finden sich folglich fast durchweg negativ-valente Vorstellungen. Nur in den seltensten Fällen spielen Aspekte von Modernität, urbanem Leben, Bildung, Wirtschaft oder gesellschaftlichem wie unternehmerischem Fortschritt eine Rolle – meist werden sie gänzlich ausgeklammert oder gar explizit ausgeschlossen (Breitenbach, 1964, S. 7; Europäische Kommission, 2010, S. 19-22; GPI, 2017, S. 1-10; Schmidt-Wulffen, 1997, S. 11-12; TNS Emnid, 2010, o.S.; Tröger, 1993, S. 87-101). Dieses Muster lässt sich nicht nur in der deutschen Bevölkerung, sondern sowohl für ganz Europa als auch Nordamerika mit großer Übereinstimmung feststellen (Ebermann, 2012, S. 29-30; Fair, 1993, S. 5-6; Gyldensted, 2015, S. 117; Malaolu, 2014, S. 25).

Darüber hinaus fällt die imaginierte Homogenität afrikanischer Staaten untereinander auf, Unterscheidungen werden kaum getroffen. Afrika erscheint als Einheit. Die imaginierte Homogenisierung von Lebensumständen und dominanten Themen geht folglich einher mit einer Homogenisierung des gesamten afrikanischen Raums (Bendix, 2015, S. 26; Sambo, 2014, S. 50; Sturmer, 2013, S. 53). Folglich kann ein insgesamt kaum differenziertes, auf wenige Inhalte reduziertes Bild von Afrika in der deutschen Gesellschaft konstatiert werden (gepaart übrigens mit geringem Interesse an Afrika (Quandt, Wilke, Heimprecht & von Pape, 2014, S. 94)), das sich über die vergangenen 60 Jahre hinweg erhalten und seither keine wesentliche Differenzierung oder empirisch nachweisbare Tiefe hinzugewonnen hat.

54 Staaten, 3.000 Ethnien: Annäherung an einen heterogenen Kontinent

Afrika ist so unterschiedlich und zerstückelt. Ein und dasselbe Land ändert mehrfach sein Gesicht und seine Mentalität von Norden nach Süden oder von Osten nach Westen.

Ein so langer Brief (Mariama Bâ, Senegal)

Der vorherrschenden Meinung eines homogenen, über die Binärcodes Exotik und Negativität zu definierenden afrikanischen Kontinents, des Wandels unfähig, geprägt von wilder Schönheit, Einfachheit, Gefahr, Hunger und Armut – und sonst von nichts – soll an dieser Stelle eine Annahme entgegengesetzt werden, welche die Argumentationslogik der vorliegenden Arbeit leiten wird: die Annahme eines äußerst heterogenen Kontinents, dessen Merkmal gerade nicht die Gleichheit, sondern die Vielfalt ist (Menrath, 2012, S. 24; Sarr, 2019, S. 15, 27; Seitz, 2018, S. 25, 228-230; Wimmer, 2003, S. 337). Oder wie Tetzlaff (2008) es formuliert: „Afrika gibt es nur im Plural“ (S.

66). Ohne dabei in einen übermütigen Afro-Optimismus verfallen zu wollen (dessen Problematik weiter unten im Zuge der Frameanalyse erörtert werden wird), soll dieses Kapitel auch manche Gegengeschichte erzählen, nämlich davon, dass nicht alles auf dem afrikanischen Kontinent den oben skizzierten westlichen Vorstellungen entspricht.

Eine sinnvolle Annäherung hierfür bietet die aktuelle *African Youth Survey 2020* (Ichikowitz Family Foundation, 2020). Sie ermöglicht einen Perspektivwechsel, indem sie fragt: Wie denkt die afrikanische Jugend über den eigenen Kontinent? Hierfür wurden im Jahr 2019 4.200 Face-to-Face-Interviews mit 18- bis 24-Jährigen aus 14 afrikanischen Ländern² geführt, mit erstaunlichen Ergebnissen: Auf die Frage, ob sie denken, ihr Lebensstandard werde sich in den kommenden zwei Jahren verbessern, antworteten nur fünf Prozent mit ‚Nein‘, 82 Prozent hingegen stimmten zu. Mit Ausnahme Simbabwe (das nur ein Jahr zuvor einen Putsch inklusive Machtwechsel überstanden hatte) zeigt sich in allen teilnehmenden Staaten ein äußerst optimistisches Bild; und selbst jene Befragten, die in armen Verhältnissen lebten, gaben afrikaweit zu 67 Prozent an, mit einer klaren Verbesserung ihrer Lebensverhältnisse zu rechnen (Ichikowitz Family Foundation, 2020, S. 23). Die afrikanische Jugend erscheint diesen Daten zufolge auffällig optimistisch.

Doch beginnen wir unabhängig von diesem kurzen Streiflicht nicht im Kleinen, sondern im Großen, um uns der Vielfalt des afrikanischen Kontinents anzunähern. Schon der schiere Raum des Kontinents legt dessen Heterogenität nahe: Gegenwärtig umfasst Afrika 54 Staaten (die Westsahara wird im Folgenden als autonomes Gebiet und nicht als eigenständiger Staat behandelt), die sich auf rund 8.000 Kilometern zwischen nördlichster und südlichster Spitze sowie 7.500 Kilometern zwischen West und Ost anordnen. Somit beheimatet Afrika mehr als ein Viertel aller anerkannten Staaten der Erde (Mükke, 2009, S. 54) sowie rund 3.000 Ethnien und 1.200 bis 2.000 verschiedene Sprachen (Scherschun, 2008, S 454-455). Afrika, das sind Staatsgebiete auf kleinstem Raum wie Lesotho oder Gambia und riesige Gebilde wie Algerien oder Libyen; das sind Boomtowns wie Kairo, Kinshasa und Lagos – und gleichzeitig die fast unbewohnten Gebiete der Sahara; das sind Milliardäre wie der Nigerianer Aliko Dangote und mit Luanda eine der teuersten Städte der Welt – gleichermaßen beherbergt der Kontinent riesige Townships wie Dadaab, Soweto oder Kibera als Inbegriff für die an vielen Ecken ja in der Tat weiterhin herrschende Armut (Johnson, 2013, S. 94-97; Tetzlaff, 2008, S. 64); Ruanda gilt als Land mit der viertgeringsten Gender Gap weltweit, doch in nur drei Staaten der Erde ist die Frau schlechter gestellt als im Tschad (World Economic Forum, 2017, S. 8); während die Inselstaaten Kap Verde, São Tomé und Príncipe und Mauritius Journalisten eine hohe Freiheit ermöglichen, ist die Pressefreiheit kaum irgendwo auf der Welt so stark eingeschränkt wie in Eritrea und Äquatorialguinea (siehe Kapitel 2.6.3). Der hinsichtlich Fläche und Bevölkerungsanzahl zweitgrößte Kontinent der Erde kann folglich nicht als homogene Masse betrachtet werden (Tetzlaff, 2008, S. 64). Dieses Argument kann an dieser Stelle freilich nicht anhand aller denkbaren Merkmale ausgebreitet werden, weshalb in den folgenden Absätzen exemplarische Augenmerke auf Geschichte, Politik, Religion und Wirtschaft der afrikanischen Staaten gelegt werden. Es handelt sich nicht um eine umfassende Darstellung aller existierender Unterschiede der afrikanischen Staaten (die schon theoretisch unmöglich

² Kongo-Brazzaville, Äthiopien, Gabun, Ghana, Kenia, Malawi, Mali, Nigeria, Ruanda, Senegal, Südafrika, Togo, Sambia und Simbabwe (Ichikowitz Family Foundation, 2020, S. 5).

wäre), sondern um einige kurz umrissene, aussagekräftige Beispiele aus verschiedenen Bereichen, die die These enormer Heterogenität stützen.

Historische und politische Diversität. Historisch entwickelten sich die heutigen Staaten Afrikas sehr verschieden: Während zahlreiche Nationen auf lange gewachsene Reiche und jahrhundertealte Traditionen aufbauen konnten (etwa Südafrika auf das Zulu-Reich, die Demokratische Republik Kongo³ und Angola auf Chokwe und Luba, Ruanda auf das gleichnamige Königreich, Uganda auf die Königreiche der Buganda und Bunyoro, Äthiopien zuerst auf das aksumitische, später auf das abessinische Reich, Ghana auf jenes der noch heute mächtigen Ashanti, Nigeria auf das der Fulani oder – noch weitaus früher – die Herrschaft der alten Ägypter am Nil (Johnson, 2013, S. 32-33, 108-109)), ist dieser Rückbezug in anderen Regionen kaum möglich, etwa im jüngsten Staat der Welt, dem Südsudan (Johnson, 2013, S. 58). Prosperierende Reiche wie Aksum oder die Königreiche Mali und Ghana, die es schon im 12./13. Jahrhundert zu beachtlichem Wohlstand brachten (Wiedemann, 2014, S. 299), unterscheiden sich in ihrer historischen Entwicklung immens von Einwanderungsgesellschaften, etwa den Staaten der afrikanischen Ostküste, die durch den transatlantischen Sklavenhandel und die dadurch entstandenen Beziehungen in den arabischen Raum bis nach Indien seit jeher starke arabisch-indische Einflüsse aufzuweisen hatten (Johnson, 2013, S. 93). Im Westen waren v.a. die Mündung des Kongoflusses sowie die zahlreichen Forts entlang der westafrikanischen Küste vom transatlantischen Sklavenhandel (ca. 1500-1850) betroffen; wurden im Zuge der Sklaverei an der einen Stelle ganze Regionen zerstört, profitierten andere vom regen Handel, unter ihnen die Lozi, Lunda und Luba, Dahomey sowie das Ashanti- und das Kanem-Bornu-Reich (Bellagamba, Greene & Klein, 2013, S. 3-4; Seitz, 2018, S. 53, 158-159; Stilwell, 2014, S. 50-53; van Reybrouck, 2014, S. 37-39).

Im Anschluss an die Zeit des transatlantischen Sklavenhandels bedingte der Kolonialismus – trotz seiner viele Bereiche der Gesellschaft durchdringenden Gleichschaltung, die Fanon (1981 [1961]) als „total und nivellierend“ (S. 199) bezeichnet – weitere diskrepante Entwicklungen: Manche Staaten wurden erbarmungslos ausgeschlachtet. Prägnantestes Beispiel hierfür ist wohl die DR Kongo, zuerst ausgebeutet durch ehemalige Sklavenhändler aus Ostafrika (Elfenbein), anschließend durch den belgischen König Leopold II (Kautschuk), zuletzt von Belgien selbst (Diamanten, Kupfer, Uran, Zink, Kobalt, Zinn, Gold, Wolfram, Mangan, Tantal, Steinkohle) (Meredith, 2011, S. 94-97; van Reybrouck, 2014, S. 45-49, 112-122, 146-148). In anderen Staaten fanden entsprechende Gräueltaten nur in geringerem Maße statt (Mbembe, 2016a [2000], S. 110-111). In Nigeria, Sierra Leone und der Goldküste (dem heutigen Ghana) bildete sich bspw. Anfang des 20. Jahrhunderts eine afrikanische Bildungselite heraus, in der Goldküste zudem ein recht stabiles Schul- und Ausbildungssystem (Meredith, 2011, S. 11, 22). Von den nur rund 8.000 Sekundarschulabsolventen auf dem gesamten Kontinent, die Ende der 1950er gezählt werden konnten, stammte fast die Hälfte aus Ghana und Nigeria (Meredith, 2011, S. 151). Hingegen zählte die DR Kongo am Tag ihrer Unabhängigkeit, dem 30. Juni 1960, gerade einmal 16 Bürger mit Universitätsabschluss (Asserate, 2018, S. 62; van Reybrouck, 2014, S. 316).

Etwa 85 Prozent der Erde waren zu Beginn des Ersten Weltkriegs, 1914, europäische Kolonien oder Protektorate (Said, 1994, S. 8), darunter bis auf zwei gallische Dörfer alle Staaten Afrikas:

³ Im Folgenden abgekürzt mit ‚DR Kongo‘.

Liberia wurde als einziger afrikanischer Staat nie europäisch kolonialisiert, Äthiopien war lediglich für kurze Zeit während des Zweiten Weltkriegs (1935-1941) von Mussolinis Italien besetzt (Asserate, 2018, S. 52-53; Dittmann, 2016, S. 76; Loetzer, 2016, S. 302-303). In diesen Ländern waren und sind die Auswirkungen der kolonialen Phase in deutlich geringerem Umfang spürbar als in der Majorität afrikanischer Staaten.

Verschieden entwickelten sich auch deren Unabhängigkeitsgesuche: Ghana wurde 1957 vergleichsweise friedlich in die Unabhängigkeit entlassen (Meredith, 2011, S. 17-26), ähnlich verhielt es sich mit den für Frankreich verschmerzbaaren ‚Verlusten‘ Tunesien und Marokko (Meredith, 2011, S. 49-51). Andere – etwa Algerien (*‚la France d’outre mer‘*), Angola, Rhodesien/Simbabwe und Südafrika/Namibia – mussten ihre Freiheit über Jahre oder Jahrzehnte erkämpfen, vielfach kriegerisch und aus dem Untergrund heraus (Meredith, 2011, S. 44-56, 71-74, 135-137; Tetzlaff & Jakobeit, 2005, S. 119). Das Ausmaß an „Deportationen, Blutbäder[n], Zwangsarbeit, Versklavung [als] die Hauptmittel der Kapitalisten [der europäischen Kolonisatoren] zur Vermehrung ihrer Gold- und Diamantenreserven, ihrer Reichtümer und Machtpositionen“, wie es Fanon (1981 [1961], S. 82-83) radikal formuliert, hing in erster Linie von der sehr verschiedenen Art und den Vorkommen jener Rohstoffe ab.

In vielen Fällen hat die Phase des Kolonialismus und damit die Ausbeutung des Kontinents Auswirkungen bis zum heutigen Tag, was auch die Zerstörung und Verdrängung traditioneller Lebensweisen durch die ‚westliche‘⁴ Kultur miteinschließt (Fanon, 1981 [1961], S. 199-201; Hall, 2000a, S. 177-178). Am deutlichsten zeigt sich dieser bis heute währende Einfluss wohl auf sprachlicher Ebene: Fast auf dem gesamten Kontinent ist eine fortschreitende Durchdringung mit Sprachen der ehemaligen Kolonisatoren zu erkennen, in erster Linie Englisch, Französisch und Portugiesisch⁵ (Fanon, 1980 [1952], S. 14). Die Zeit des direkten Kolonialismus, so Said (1994), sei zwar vorüber, nichtsdestoweniger bestehe sie im Sinne eines weitgreifenden Imperialismus vielerorts und in den verschiedensten Bereichen fort, sowohl kulturell als auch politisch, ideologisch, wirtschaftlich und gesellschaftlich (S. 7-14, 19-25; Fanon, 1981 [1961], S. 82; Galtung, 1985, S. 2; Meredith, 2011, S. 70). Nach der Unabhängigkeit entwickelten sich die einzelnen Staaten abermals sehr verschieden, mit zwei Haupttendenzen: mehr Rechtstaatlichkeit auf der einen, sukzessiver Staatszerfall auf der anderen Seite (Tetzlaff, 2018, S. 141-145; Tetzlaff & Jakobeit, 2005, S. 119). Staaten wie Ruanda (und damit auch Nachbarländer wie Uganda, Burundi und die DR Kongo) litten bis zuletzt unter den Entscheidungen der Kolonialmächte – in diesem Fall der Hierarchisierung der Ethnien, resultierend in Krieg und Genozid, wiederum gefolgt von immensen Flüchtlingsbewegungen (Meredith, 2011, S. 157-161, 486-523). Guinea versank schnell in einer

⁴ Das Konstrukt des ‚Westens‘ ist stark homogenisierend, schwer definierbar und erscheint geographisch wie philosophisch fast unmöglich greifbar (Hall, 2000a, S. 137-138). Nicht einmal über die Frage, ob der ‚Westen‘ als Ausgangspunkt oder als Ziel einer historischen Entwicklung zu betrachten sei, sind sich Politik- und Geschichtswissenschaftler einig (für eine ausführliche Diskussion siehe Weidner, 2018, insb. S. 94-96). Der Begriff soll im Folgenden dennoch gelegentlich aus Mangel an Alternativen verwendet werden. Gemeint ist damit ein „Gesellschaftstyp, der als entwickelt, industrialisiert, städtisch, kapitalistisch, säkularisiert und modern beschrieben wird.“ (Hall, 2000a, S. 138) In besonderem Maße trifft dies auf Westeuropa und Nordamerika zu, auf welche sich diese Begrifflichkeit im Falle der vorliegenden Arbeit im Wesentlichen bezieht – wohl wissend, dass je nach Definition des ‚Westens‘ andere Regionen wie Japan oder Australien sowie urbane Zentren auf der ganzen Welt eingeschlossen werden könnten. Der Begriff soll daher im Sinne einer groben Vorstellung verstanden werden, nicht als feststehende Tatsache.

⁵ Ende 2020 waren Englisch und Französisch in jeweils 21 und Portugiesisch in sechs afrikanischen Staaten offizielle Amtssprache (bpb.de, 2020; francophonie.org, 2020; legis-palop.org, 2020).

Diktatur unter Sékou Touré, die Zentralafrikanische Republik unter Jean-Bédél Bokassa, Uganda unter Idi Amin, Äquatorialguinea unter Francisco Macías Nguema, Malawi unter Hastings Banda, um nur einige zu nennen (Johnson, 2013, S. 59-60, S. 71; Meredith, 2011, S. 224-243, 271-274, 379-380).⁶

Manche Staatsführer orientierten sich hingegen am ehemaligen Mutterland, etwa Léopold Senghor im Senegal und Félix Houphouët-Boigny in der Elfenbeinküste (Meredith, 2011, S. 58-66, 69). Andere, wie Ghanas Kwame Nkrumah und Guineas Diktator Sékou Touré, lehnten diese Form der Annäherung ab (Meredith, 2011, S. 66-69). Wieder andere verschrieben sich – ganz im Sinne Fanons – während des Kalten Krieges den Ideen eines afrikanischen Sozialismus, v.a. Tansanias Präsident Julius Nyerere mit seinem Programm der Ujamaa (Meredith, 2011, S. 249-259), aber auch Touré, Nkrumah, Mobito Keita in Mali oder Ahmed Ben Bella in Algerien (Tetzlaff, 2018, S. 129-130). Manche suchten die Nähe zur Sowjetunion, etwa Ägypten unter Gamal Abdel Nasser, Tourés Guinea sowie Äthiopien nach dem Sturz Haile Selassies unter Diktator Mengistu Haile Mariam – während ihre Nachbarstaaten, etwa Kenia unter Jomo Kenyatta oder Liberia unter Samuel Doe sich am kapitalistischen System der USA orientierten (Dittmann, 2016, S. 76; Meredith, 2011, S. 39, 243-248, 550-555; Tetzlaff & Jakobeit, 2005, S. 200). In der DR Kongo entlud sich der Zweikampf der Großmächte in den Jahren 1960/61 gar in Person zweier Führungsfiguren: Ministerpräsident Patrice Lumumba orientierte sich – abgewiesen durch die USA – in seiner Verzweiflung an der UdSSR. Sein Kontrahent, der Armeeeoffizier und vormalige Privatsekretär Lumumbas, Joseph Mobutu – anschließend über fast vier Jahrzehnte einer der gefürchtetsten Diktatoren des Kontinents –, erhielt hingegen Unterstützung durch die Vereinigten Staaten (Meredith, 2011, S. 105-112, 293-295; van Reybrouck, 2014, S. 336, 352-356).

Ländern und Regionen, die sich über Jahrzehnte und bisweilen bis heute nicht aus den sie beherrschenden Kriegswirren befreien konnten wie Somalia, die Zentralafrikanische Republik sowie phasenweise die Elfenbeinküste, Mali, Sudan, Liberia und Sierra Leone, Nigeria sowie Burundi und Ruanda (um auch hier nur einige häufig genannte Beispiele zu erwähnen) (Gould, 2013, S. 184-200; Grill, 2012, S. 67; Herz & Heide, 2016, S. 566-567; Johnson, 2006, S. 93-101; Meredith, 2011, S. 464-523, 556-573), wieder andere, die jahrzehntelang von ein und demselben Staatschef geführt wurden und weiterhin werden wie Äquatorialguinea, Kongo-Brazzaville, Uganda und Kamerun (Seitz, 2018, S. 35), wieder solche, die von Terrororganisationen zum Stillstand gebracht werden (lange Jahre etwa Uganda und dessen Nachbarländer durch die Lord's Resistance Army (LRA), bis heute die Maghreb-Staaten durch al-Qaida-Ableger und Nigeria durch Boko Haram (Engelhardt, 2014, S. 62-92, 136-150)), stehen solche Staaten gegenüber, in denen sich inzwischen eine friedliche Demokratie entwickelt hat, etwa im Senegal, in Sambia, Botswana und Mauritius (Johnson, 2013, S. 134; Tetzlaff, 2008, S. 82-88; Tetzlaff & Jakobeit, 2005, S. 121-123). In solchen Staaten hat eine bereits als ‚Geparden-Generation‘ beschriebene, agile, weltoffene Politführung die langsame, korrupte ‚Flusspferd-Generation‘ des Postkolonialismus abgelöst (Seitz, 2018, S. 34). Dementsprechend listet der *Global Peace Index* 2020 gleich fünf afrikanische Länder unter den zehn Staaten mit dem weltweit niedrigsten Friedenslevel auf (Zentralafrikanische Republik,

⁶ Im Übrigen sieht Fanon (1981 [1961]) entsprechende Entwicklungen schon Anfang der 1960er voraus und erklärt sie monokausal mit dem schlechten Vorbildcharakter der ehemaligen Kolonisatoren (S. 71, 138, 185).

DR Kongo, Libyen, Somalia, Südsudan), während Mauritius, Botswana, Ghana, Sambia, Sierra Leone und Senegal zu den 50 bestegerankten Ländern zählen (IEP, 2020, S. 8-12).

Einige einst stabile Demokratien wiederum kämpfen seit mehreren Jahren mit Unruhen und gewalttätigen Auseinandersetzungen während und im Anschluss an Wahlen (z.B. Kenia) oder mit der ausartenden Korruptierbarkeit führender Politiker (etwa in Südafrika), was für politische Destabilisierung spricht. Die Geschicke einiger Staaten wurden über Jahrzehnte von Despoten bestimmt: Muammar al Gaddafi in Libyen, Joseph Mobutu in Zaire (inzwischen DR Kongo) und bis 2019 Omar al-Baschir im Sudan. Wieder andere Regierungschefs erhielten in den vergangenen Jahren den Mo-Ibrahim-Preis für den freiwilligen Rückzug von der Macht zum Zwecke eines demokratischen Wandels – seit Einführung des Preises im Jahr 2007 die Ex-Präsidenten Joaquim Chissano (Mosambik), Festus Mogae (Botswana), Pedro Pires (Kap Verde), Hifikepunye Pohamba (Namibia) sowie Ellen Johnson Sirleaf (Liberia) (mo.ibrahim.foundation, 2018). Hier sind wiederum positive demokratische Entwicklungen feststellbar (siehe hierzu außerdem den äußerst differenzierten Regierungsindex der Mo Ibrahim Foundation: iiag.online, 2018).

Insgesamt stellen Tetzlaff und Jakobeit im Jahr 2005 nicht weniger als acht verschiedene Herrschaftsformen auf dem afrikanischen Kontinent fest: parlamentarische Demokratien (u.a. Mauritius und Botswana), ‚emerging democracies‘ (u.a. Malawi und Tansania), Fassadendemokratien/Demokratien (u.a. Kamerun, Togo und Gabun), Erb-Monarchien (Marokko, Lesotho und Eswatini), Militärregime (u.a. Algerien, Libyen und Uganda), Bürgerkriegsgesellschaften (u.a. Sudan und Tschad), ‚failed states‘ (Somalia, Liberia, Sierra Leone und die DR Kongo) sowie labile Gebiete (der heutige Südsudan sowie der Norden Ugandas) (Tetzlaff & Jakobeit, 2005, S. 121-123, 133-138; vgl. Jakli, Fish & Wittenberg, 2019, S. 270-271; Tetzlaff, 2008, S. 65-67; 2018, S. 313-317). Auf die – oft rasche – Wandlungsfähigkeit solcher Zuordnungen weisen die Autoren ausdrücklich hin (Tetzlaff & Jakobeit, 2005, S. 137-138).

Diese Beispiele sollen verdeutlichen, dass die historisch-politischen Entwicklungen der Staaten Afrikas äußerst verschiedenartig verliefen. Das betrifft die Zeit vor Sklavenhandel und Kolonialismus ebenso wie die Ausdifferenzierung während dieser beiden Phasen, die Zeit des Kalten Krieges, die Wege zur Unabhängigkeit sowie die politische und gesellschaftliche Situation im Hier und Jetzt, die Bratton (2019) als „flourishing diversity“ (S. 398) bezeichnet. Im Grunde müsste eine solche Darstellung noch weitaus präziser ausfallen und regionale Differenzierungen mit einbeziehen, welche zweifelsohne jeden afrikanischen Staat betreffen (so beheimaten z.B. sowohl Nigeria als auch die DR Kongo jeweils mehr als 400 Ethnien und zählen somit zu den vielfältigsten Staaten weltweit (Asserate, 2018, S. 83; Gieler, 2016, S. 450-451; Grill, 2012, S. 93; van Reybrouck, 2014, S. 25)). Die verschiedenartige Einflussnahme zahlreicher Eliten, der Zivilgesellschaft oder auch von Frauenbewegungen müsste tiefergehend beleuchtet werden (wie beschrieben bei Apusigah, 2014, S. 226-231). Eine solche Vertiefung ist an dieser Stelle allerdings weder zielführend noch notwendig, da schon die groben Unterschiede auf Landesebene eine ausreichende Beschreibung der politischen Heterogenität des Kontinents liefern.

Religiöse Diversität. Die Verschiedenheit afrikanischer Staaten und Regionen lässt sich darüber hinaus beispielhaft auf Basis der vertretenen Religionen erläutern: Während weite Teile des Kontinents verschiedenen christlichen Religionen angehören (z.B. Südafrika, Malawi, Ruanda und

Ghana (Tetzlaff, 2008, S. 64)), finden andernorts Naturreligionen noch immer zahlreiche Anhänger (Asante & Mazama, 2009). Muslimische Gesellschaften wiederum ballen sich überwiegend im Norden Afrikas, den Ländern des Maghreb und im Umfeld des Großraums Sahara. Allerdings spielt der Islam nicht nur in Nordafrika eine zentrale Rolle – sein Einflussbereich zieht sich über zahlreiche Staaten zwischen Senegal und Mali im Westen bis ins äthiopische Hochland nach Eritrea und Somalia am Horn von Afrika (Loimeier, 2003, S. 41; Mükke, 2009, S. 322-323).

Umso mehr Nachdruck kann der hier vertretenen Annahme enormer intrakontinentaler Heterogenität verliehen werden, wenn man eine Religion – in diesem Fall sei dies beispielhaft der Islam – spezifischer betrachtet. Denn auch dieser hat sich auf unterschiedliche Weise verbreitet und entwickelt: „Die muslimischen Gesellschaften Afrikas bilden weder historisch noch gegenwärtig eine Einheit [...]. Vielmehr müssen wir [...] von einer Vielzahl lokaler muslimischer Gesellschafts- und Gemeinschaftsentwürfe ausgehen“, so Loimeier (2003, S. 41). Er trifft dabei u.a. eine Unterscheidung zwischen traditionell-islamischen Gesellschaften mit langer muslimischer Historie – Mauretanien, Senegal, Teile Malis, Nordnigeria und -sudan, Somalia und Sansibar – und Staaten, in denen der Islam eine vergleichsweise junge Geschichte aufweist – unter ihnen Burkina Faso, Ghana, Kamerun, Südsudan und Uganda (Loimeier, 2003, S. 41). Die Eingliederung von muslimischen Minderheiten in christlichen Mehrheitsgesellschaften kann ebenfalls differenziert betrachtet werden: Muslime in Ghana und Malawi sind besser in die gesellschaftlichen Strukturen eingebunden als etwa in der Elfenbeinküste; in Tansania und Südafrika spielen sie politisch eine gewichtige Rolle, in Kenia hingegen werden sie marginalisiert. Der Islam ist – wie andere Religionen auch – äußerst unterschiedlich kontextualisiert und muss entsprechend differenziert betrachtet werden (Loimeier, 2003, S. 41-42).

Wirtschaftliche Diversität. Abschließend soll als dritter Aspekt die wirtschaftliche Entwicklung der afrikanischen Staaten betrachtet werden. Zwar schreibt Fanon (1981 [1961]) zurecht, in den seltensten Fällen seien komplette Kolonien ausgebeutet worden, sondern lediglich ökonomisch rentable Regionen (S. 135-136), weshalb er für eine regionale Differenzierung plädiert – an dieser Stelle jedoch soll abermals eine knappe Darstellung auf nationaler Ebene zur Untermauerung der Heterogenitätsannahme genügen. Für diese gibt es zahlreiche, je nach Region und Land abweichende Ursachen. Zum einen war und ist ein zentraler Hintergrund der wirtschaftlichen Ausrichtungen afrikanischer Staaten deren koloniale Fremdherrschaft, die mit dem Abbau rentabler Rohstoffe für den Export in erster Linie ökonomische Ziele verfolgte. Diese Rohstoffe und Exportgüter stellen in vielen Fällen bis heute die Haupteinnahmequellen der Länder dar und beherrschen somit deren ökonomische Geschehnisse: Kupfer in Sambia, Kaffee in Uganda, Diamanten in Botswana usw. (Grill, 2012, S. 57). Darüber hinaus hat die Lage des jeweiligen Staates (Binnenstaat oder Zugang zum Meer – so besitzt etwa Südafrika geographisch eine höchst vorteilhafte Lage als „Tor zum Kontinent“ (Johnson, 2013, S. 28)) sowie deren klimatische Bedingungen und Bodenbeschaffenheiten, die vorhandene Infrastruktur, die Bevölkerungsdichte (in Nigeria lebten 2019 laut IWF z.B. schätzungsweise 199 Millionen Menschen, im unwesentlich kleineren Namibia hingegen weniger als 2,4 Millionen (IWF, 2020, o.S.)) und viele weitere Faktoren entscheidenden Einfluss auf die wirtschaftliche Konstitution des jeweiligen Landes. Hinzu kommen (teilweise vom Westen forcierte) Freihandels- und sonstige Wirtschaftsabkommen, sowie die unterschiedlich schwerwiegende wirtschaftliche Abhängigkeit afrikanischer Staaten vom Westen (Fanon, 1981 [1961], S. 80-83; Hall, 2000a, S. 177; Said, 1994, S. 19-25).

Im Folgenden soll – unabhängig von diesen mannigfaltigen Ursachen – ein grober Überblick über die wirtschaftliche Situation der 54 afrikanischen Staaten im zeitlichen Verlauf gegeben werden. Diese Vorgehensweise verfolgt neben dem Beschreiben afrikanischer Heterogenität außerdem das Ziel, die pauschale Vorstellung von Afrika als Armenhaus zu hinterfragen. Hierfür wurden in der Online-Datenbank des IWF die Entwicklungen der Bruttoinlandsprodukte aller afrikanischen Staaten zwischen 1980 und 2019 generiert und miteinander verglichen (Daten nach IWF, 2020, o.S.). Dabei fallen über den gesamten Zeitraum betrachtet v.a. fünf Länder als besonders wirtschaftsstark auf: Algerien, Ägypten, Marokko, Nigeria und Südafrika.

In Abbildung 1 dargestellt sind die stärksten afrikanischen Ökonomien. In den 1980ern dominierte Südafrika als Wirtschaftsmotor, mittlerweile wurde es vom bevölkerungsstärksten Staat Afrikas, Nigeria, deutlich überholt. Das Wirtschaftswachstum der fünf Staaten ist durchaus als beachtlich zu bezeichnen, insb. das BIP Nigerias, Algeriens und Ägyptens (für welches nach 2016 keine IWF-Daten verfügbar sind) wuchs seit der Jahrtausendwende eindrucksvoll. Gefolgt werden diese Staaten von Libyen, Angola, der DR Kongo, dem Sudan, Kenia, Tunesien, Ghana und Äthiopien.

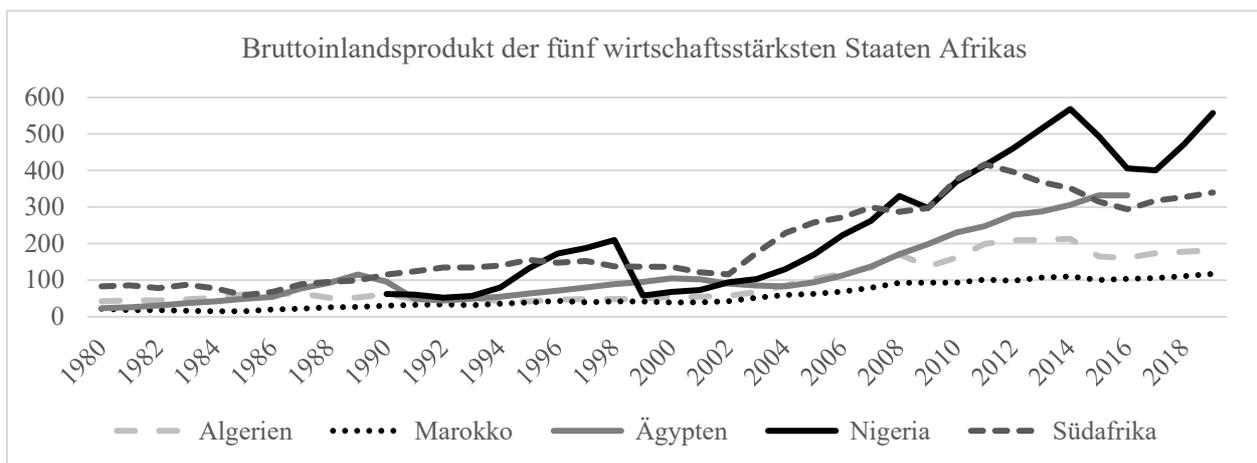


Abbildung 1: Bruttoinlandsprodukt in Milliarden US-Dollar; eigene Berechnung und Darstellung nach IWF, 2017. Unvollständige Trendlinien resultieren aus fehlenden Werten in der IWF-Datenbank.

Doch wirtschaftlicher Aufschwung ist keineswegs überall auf dem Kontinent erkennbar. Am anderen Ende stehen Länder wie Burundi, Tschad, Eritrea, Liberia, die Zentralafrikanische Republik und Mauretanien. Unter den 47 am wenigsten entwickelten Ländern der Welt (*LDCs*) listete die UN Ende 2018 noch immer 33 afrikanische Staaten auf (die Zuordnung basiert auf Indizes zu wirtschaftlicher Stabilität, Gesundheit und Bildung (un.org, 2018)). Dies offenbart: Die ökonomischen Daten sind nicht „einheitlich, sondern nach Ländern aufgeschlüsselt extrem unterschiedlich.“ (Johnson, 2013, S. 21) Manche Staaten profitieren von großen Ölvorkommen (insb. Algerien, Angola, Nigeria), andere von Cash Crops wie Reis, Kakao, Mais, Kaffee und Tee, wieder andere vom Export von Uran, Kobalt oder Coltan (Seitz, 2018, S. 267). Darüber hinaus verfügen verschiedene Regionen über enormes Potenzial für die Zukunft, etwa die Wassermassen von Kongo und Nil, die zur Stromgewinnung eingesetzt werden könnten, Gold-, Öl-, und Gasvorkommen unter der Sahara, Eisenerz und Bauxit im afrikanischen Westen sowie Wind- und Sonnenenergieprojekte auf dem gesamten Kontinent (Johnson, 2013, S. 25). Denn auch das ist die Gegenwart: Verschiedene afrikanische Staaten koppeln sich vom Wirtschaftsdiktat ihrer ehemaligen

Kolonisatoren ab und gehen neue Wege, andere bleiben bis heute im Status westlicher Extraktionsökonomien verhaftet (Sarr, 2019, S. 59-61). Eine Entwicklung ist allerorts zu erkennen, nur noch wenige Staaten sind hochverschuldet (Johnson, 2013, S. 22, 64). Gleichzeitig stabilisiert sich ihre wirtschaftliche Kraft: Zwischen 2000 und 2012 nahm der Außenhandel des Kontinents um 200 Prozent zu (Grill, 2012, S. 10). Trotz dieser positiven Trends stellt vielerorts Korruption eine unvermindert große Entwicklungshürde dar: Während mit den Seychellen, Botswana, Kap Verde, Ruanda, Namibia und Mauritius lediglich sechs Staaten im ersten Drittel des 2018 veröffentlichten Korruptionsindex von *Transparency International* liegen, finden sich deren 27 im letzten Drittel – gleich neun der 15 korruptesten Staaten der Welt sind afrikanisch (transparency.de, 2018). Ähnlich dispers beschreibt die Weltbank die wirtschaftlichen Geschäftsbedingungen auf dem Kontinent: In ihrem Geschäftsklima-Index von 2019 (*Ease of doing business ranking*) liegen lediglich Mauritius und Ruanda unter den 50 strukturstärksten Staaten weltweit, während 33 der 50 am schlechtesten abschneidenden Staaten afrikanisch sind (doingbusiness.org, 2019).

Abseits der drei in Kürze umrissenen Dimensionen Geschichte/Politik, Religion und Wirtschaft fänden sich zahlreiche sonstige Bereiche, die hier als Indikatoren für die interkontinentale Vielfalt Afrikas angeführt werden könnten und eben für die These, „dass Afrika sich gleichzeitig in verschiedene Richtungen entwickelt“, wie sie Mbembe (2016a [2000], S. 144) vertritt. Allein der Blick in die allmonatlich veröffentlichte Zeitschrift *New African* gibt einen Eindruck, wie stark sich der afrikanische Kontinent – jedes Land für sich – im Wandel befindet und welche Facetten Afrika aufzuweisen hat (zur vertiefenden Lektüre empfehlen sich außerdem: Asserate, 2018, S. 89-100; Diallo, 2015; Engelhardt, 2009; Perry, 2016; Seitz, 2018, S. 253-261).

Ein Aspekt allerdings scheint auch hinsichtlich der weiteren Darstellung in dieser Arbeit von besonderer Relevanz zu sein: die Digitalisierung Afrikas. Seit im Jahr 1986 das Mobiltelefon den Kontinent erreichte, beschleunigt sich der Trend zu Entwicklung und Diversifizierung; das – mittlerweile auch vom Westen nachgeahmte – Smartphone-Bezahlsystem M-Pesa wurde in Kenia erfunden (Lerner, 2013, S. 16, 69-70), das Handy ist längst „Werkzeug des Volkes“ (Johnson, 2013, S. 84; vgl. S. 7-8). Afrika bedeutet nicht alleine Heterogenität, sondern auch selbstinitiierten Fortschritt, Wandel und Moderne. Gleichzeitig aber bedeutet Moderne nicht die Abkehr von Tradition. Vielmehr finden sich auf dem Kontinent zahlreiche Mischformen aus Tradition und Moderne mit sehr unterschiedlichen Gewichtungen und Ausdifferenzierungen (Grill, 2012, S. 151-152).

Abgesehen davon sind manche Entwicklungen auf dem Kontinent vergleichbar mit jenen in Deutschland und Europa. Zu nennen ist hier bspw. die Urbanisierung: 2009 gab es in Afrika erstmals mehr Städter als Landbewohner (Johnson, 2013, S. 9; Meredith, 2011, S. 152). Die Anonymität der Großstadt wird zur neuen Heimat der jungen Generation und löst in dieser Funktion das familiäre Umfeld nach und nach ab (Johnson, 2013, S. 10; Sarr, 2019, S. 48, 61, 137). Eine kaufkräftige Mittelschicht entwickelt sich, Malls und Vergnügungszentren sprießen aus dem Boden; der Kontinent wird sukzessive „friedlicher, demokratischer und wohlhabender“ (Grill, 2012, S. 11). Diesbezüglich darf selbstverständlich nicht beschönigt werden, dass in manchen afrikanischen Ländern weiterhin Krisen oder Kriege herrschen – man denke gegenwärtig an Südsudan, Somalia und Mali.

Trotz weiterhin existenten Negativbeispielen kommen offenbar gerade die positiven Entwicklungen bei der deutschen Bevölkerung nicht an, wie im vorangegangenen Kapitel aufgezeigt werden

konnte. Während die Heimat das Bekannte, Unspektakuläre zu sein scheint, bietet der afrikanische Kontinent das Gegenteil in zwei Extremen – überspitzt formuliert: Paradies und Hölle. Die Grautöne dazwischen verschwinden, “unimaginable multicultural, polyethnic, polyreligious, multipolitical, and megaeconomic groups are perpetually denigrated” (Chavis, 1998, o.S.). Vom Fortschritt wird keine Notiz genommen, gegenwärtige Ansichten korrelieren eher mit einem Afrika vor 30 oder 40 Jahren (Gyldensted, 2015, S. 117). Afrika erscheint in der hiesigen Vorstellungswelt ‚fremd‘ und ‚anders‘. Diese Vorstellung ist ob der enormen Diversität des Kontinents schlicht zu pauschal.

2 Stereotype, Medien, Multiperspektivität: Theoretische Einordnung

“You speak as if you are talking about animals. These are people,” Jan said.
– “My dear Jan, a Kaffir will always be a Kaffir. Whatever you do he will remain the same, dirty both in the mind and on his body. They behave like pigs, littering everywhere, having children endlessly. They are stupid.”

Pains of a Maid (Sarah Mkhonza, Eswatini)

Das folgende Kapitel greift die bis hierhin getroffene Feststellung eines offensichtlich existierenden Zerrbildes von Afrika auf und befasst sich mit der Frage, wie ein solches entsteht und welche Einflüsse es bedingen. Als zentrale Begriffe werden hierfür jene des Stereotyps und des Rassismus eingeführt und erläutert. Anschließend wird die Frage diskutiert, welchen Einfluss Massenmedien, im Speziellen nachrichtliche Formate auf solche Konstruktionen haben. Gegen die Vorstellung von Stereotypen werden anschließend die Ideen der Vielfalt und der interkulturellen medialen Integration gesetzt, welche zusammengenommen als Multiperspektivität verstanden werden.

Anschließend wird ein genauer Blick auf intra- und extramediale Einflussfaktoren ein stereotypisches/multiperspektivisches Afrikabild betreffend diskutiert, um einen kommunikationswissenschaftlichen Horizont für die weitere Argumentation der vorliegenden Arbeit zu eröffnen.

2.1 Stereotype und Rassismen: Die Konstruktion des ‚Anderen‘

Sosehr ich mich auch bemühe, ich kann mich nicht mehr erinnern, wann genau wir eigentlich angefangen haben, anders zu denken. Nämlich dass es auf der einen Seite nur noch uns gab und auf der anderen lauter Feinde wie Francis. Da kann ich in meinem Gedächtnis wühlen, wie ich will, ich komme nicht mehr auf den Moment, ab dem es uns nicht mehr reichte, das bisschen zu teilen, was wir besaßen, und wir keinem mehr trauten, jeden als Gefahr ansahen, eine unsichtbare Grenze zogen gegen die Außenwelt, unser Viertel zur Festung erklärten und unsere Sackgasse zum Sperrgebiet. Ich frage mich immer noch, wann meine Freunde und ich anfangen, Angst zu haben.

Kleines Land (Gaël Faye, Burundi)

Im einleitenden Kapitel konnte gezeigt werden: Für viele von uns ist Afrika ‚anders‘ und ‚fremd‘. Doch wie entsteht und welche Bedeutung hat der/die/das ‚Andere‘? Nach Ansicht des Symbolischen Interaktionismus entsteht die Bedeutung jeglicher Dinge, also auch von Menschen oder Menschengruppen, des ‚Eigenen‘ und des ‚Anderen‘, auf Basis sozialen Handelns, im Zuge von Interaktion mit Mitmenschen. Das Zuschreiben von Bedeutung ist ein gesellschaftlicher Aushandlungs- und Interpretationsprozess (Blumer, 2013 [1973], S. 64-69; Mead, 2015 [1934], S. 75-82). Weiter benötigt der Prozess der Bedeutungszuschreibung das Moment der Abgrenzung – ohne Differenz ist Bedeutung unmöglich, ohne das ‚Andere‘ bzw. das ‚Fremde‘⁷ kann das ‚Eigene‘ keine Identität ausbilden. Erst durch das ‚Andere‘ wird das ‚Eigene‘ – das ‚Ich‘ – mit Bedeutung aufgeladen, entsteht das, was wir als Identität begreifen (Hall, 2000a, S. 140; 2004b, S. 170-171). Hierfür sind simple dichotome Gegensatzbeziehungen und Abgrenzungen vonnöten (Hall, 2004a,

⁷ Die beiden Begriffe werden im Folgenden synonym verwendet.

S. 117-122), was Said (2009 [1978]) als „Differenzprinzip“ (S. 178) bezeichnet. Auf diese Weise lässt sich die empirisch nachgewiesene, oben beschriebene imaginierte Andersartigkeit Afrikas im Vergleich zur deutschen oder westlichen Lebensrealität erklären: Hall beschreibt dieses Phänomen als Teil nationaler und kultureller Identitätsbildung. Erst durch die Abgrenzung vom ‚Anderen‘ erwerbe die nationale Kultur ihr Identitätsbewusstsein. So bilde „sich das Bewußtsein des Westens von sich selbst – seiner Identität – nicht nur durch einen internen Prozeß, der die westeuropäischen Länder allmählich zu einem anderen Gesellschaftstyp formt(e), sondern auch durch Europas Bewußtsein seiner Verschiedenheit von anderen Welten – die Weise, wie es sich in Beziehung zu diesen ‚anderen‘ repräsentiert(e).“ (Hall, 2000a, S. 141)

Die Konstruktion des ‚Anderen‘ als durch Interaktion entstandenes Symbol dient folglich der Orientierung: dem Selbstvergleich mit der Außenwelt, der damit verbundenen Selbstdefinition. Und diese wiederum bedeutet zwangsläufig die Zuordnung zu Gleichgesinnten und die Identifikation mit diesen (Hall, 2004b, S. 169). Diese Gruppenzugehörigkeit kann sich auf Vereine, Parteien, Ethnien oder Nationen beziehen (Weber, 2018, S. 23). Das konstruktivistische Moment dieser Abgrenzung vom ‚Anderen‘ als Mittel zur Selbstdefinition liegt auf der Hand; Hall bezeichnet es als „Narrativierung des Selbst“ (Hall, 2004b, S. 171; vgl. Weber, 2018, S. 26).

Diese konstruierte Art der Imagination ist geprägt von zwei Mechanismen: Erstens von der Vorstellung der Überlegenheit der eigenen Gruppe gegenüber dem und den ‚Anderen‘. „This ‘other’ designation works always to the advantage of its creator“ (Chavis, 1998, o.S.; vgl. Hall, 2001, S. 114; Kilomba, 2008, S. 18-19; Köpp, 2005, S. 61; Lester, 1982, S. 18; Marmer & Sow, 2015, S. 15-16; Reichart-Burikukiye, 2001, S. 74; Röben, 2013, S. 109; van Dijk, 1993, S. 250). Das hier skizzierte Phänomen ist zwar keineswegs exklusiv auf den Westen zu beziehen: „There is in all nationally defined cultures [...] an aspiration to sovereignty, to sway, and to dominance“ (Said, 1994, S. 15). Die eigene Gewohnheit wird zur Norm ausgerufen, Abweichungen von dieser laufen Gefahr, abgelehnt zu werden (Pfeifer, 2012, S. 119). Indem der dominante Pol positiv besetzt wird, erhält der ihm entgegengesetzte Pol eine negative Zuschreibung. Besonders signifikant trete dieses Überlegenheitsgefühl allerdings tatsächlich in der westlichen Welt auf, so Hall, was er als „Diskurs ‚des Westens und des Rests‘“ bezeichnet (Hall, 2000a, S. 167): „Ohne den Rest [...] wäre der Westen nicht fähig gewesen, sich selbst als den Höhepunkt der Menschheitsgeschichte zu erkennen und darzustellen.“ (Hall, 2000a, S. 174; vgl. S. 140-143, 178; Grill, 2012, S. 128; Kilomba, 2008, S. 18-19; Said, 2009 [1978], S. 9-10) Zu diesem ‚Rest‘ zählt er explizit den afrikanischen Kontinent (Hall, 2000a, S. 142). Genauso bezieht mit Mudimbe (1988) einer der wichtigsten afrikanischen Philosophen, der von der „colonizing structure responsible for producing marginal societies, cultures, and human beings“ (S. 4) spricht, diese Dichotomisierung direkt auf afrikanische Gesellschaften (Mudimbe, 1988, S. 187-200). Ähnlich drückt Gramsci (1996 [1933]) das Verhältnis von Über- und Unterlegenen aus, das er unter Verwendung des maßgeblich durch ihn geprägten Hegemonie-Begriffs als „Hegemonie der westlichen Kultur über die gesamte Weltkultur“ (S. 1780) bezeichnet und dessen Konstruktion er jegliche Rationalität abspricht (Gramsci, 1992 [1930-1932], S. 752). Es entsteht somit die Aufteilung in Hegemonialmacht und (u.a. afrikanische) ‚Andere‘, zwischen ‚uns‘ und ‚ihnen‘, zwischen „the ‚West‘ and its dominated cultural ‚others‘ [...] [as] an unequal relationship between unequal interlocutors“ (Said, 1994, S. 193; vgl. Hall, 2000a, S. 178-179; Thiele, 2015, S. 37; van Dijk, 1993, S. 250-251).